



„Der Bergsteiger“, Zeitschrift des Sächsischen Bergsteigerbundes e. V. Dresden
 Verlag Carl Creutzburg, Dresden-A., Blasewitzer Straße 74. — Herausgeber: Sächsischer Bergsteigerbund. — Verantwortlicher
 Leiter: Paul Gimmel, Dresden-A. 21, Schlüterstraße 19. — Geschäftsstelle: Sporthaus Karnagel, Dresden-A., Johannisstraße 21

Gipfel, den ich nicht erreichte.

Von Hans Hofmann, C. d. G.

Wir saßen im Uferwasser des Rochelsees. Nur die Köpfe guckten heraus. Wir berieten Ziel und Ausföhrung unserer Sonntagstour, die wir von München aus am Sonnabend bis zu diesem Orte schon angetreten hatten. Da wir in unserer behaglichen Badefaulheit natürlicherweise nicht ein großes Wuchterprogramm aufstellen mochten, beschlossen wir zunächst und für dieses Mal einen Bummel für Herz und Gemüt. Unsere Wahl dazu konnte uns nicht schwer fallen. Herzogstand und Heimgarten, die Berge des Rochel- und Walchensees, boten sich uns, im See sich spiegelnd, in doppeltem Bilde einladend dar. Wohl kaum ein Berg neben dem Wendelstein ist in den München so nahe gelegenen nördlichen Boralpen so leicht erreichbar und bietet zugleich eine so über alles Maß grandiose Bergschau, wie der Herzogstand und Heimgarten. Einen Sonnenaufgang, von einem dieser Gipfel genossen, wird auch dem schärfsten Sportbergsteiger ein unvergeßbares Erlebnis sein. Nicht immer muß ein Wagnis es sein, durch das hindurch wir vordringen müssen, um Feierstunden stiller, beschaulicher Bergandacht zu erleben.

So hatten wir diese Gipfel zum Wallfahrtsort des Sonnenaufgangs auserkoren. Wir brachen von Rochel noch am Nachmittag auf, um am Abend das Haus unterm Gipfel des Herzogstandes zu erreichen und um so am andern Morgen rechtzeitig zur Stelle zu sein.

Als wir jedoch zur Reiffelbergstraße kamen, gerieten wir in eine wahre Prozession von Ausflüglern hinein, die ebenfalls diesen Berg für den Sonntag zum Ziele erwählt hatten. Die Voraussicht, die Raft mit so viel Menschen, mit so viel lauten Gefellen am Gipfel verbringen zu sollen, verleidete uns die Lust zum Aufstieg. In der Abwehr so unerquicklicher Vorstellungen wuchsen uns plötzlich wieder Mut und Lust zu forscherem Beginnen. Und hatten wir noch eben unjer Gefallen an Beschaulichkeit vor unserm „Wuchterergeiz“ zu rechtfertigen gesucht, so waren schnell wir im Schwung unserer Jahre für das Gegenteil entflammt. Wir verschoben den Besuch dieses „harmlosen“ Berges auf einen späteren Wochentag, an dem wir in bei weitem kleinerer Gesellschaft eines ungestörten Genusses dort oben gewiß sein würden. Schnell entschlossen wandten wir uns der Aufgabe zu, die Benediktenwand auf einem ihrer renommierten Nordanstiege von der Tuzinger Hütte aus zu bezwingen. Und je schwerer und zünftiger das werden würde,

umfomehr schien uns das wie eine Genugtuung, da wir doch eben noch dem edlen Geiste der „schweren Junst“ hatten untreu werden wollen; wir, die wir ja doch, damals zwanzigjährig, wohl schließlich diesen Geist besser so als anders deuten mußten.

In einer ganz besonderen Bedeutung ist aber nun der Gipfel der Benediktenwand der erste der Gipfel geworden, die ich nicht erreichte. Und es ist mir immer fast schicksalhaft erschienen, daß er dies wurde, als ich gerade mit der hochtrabenden Geste gipfelstürmerischer Jugend voll Tatendrang und Ehrgeiz ihm auf dieser frühen Bergfahrt nahe und an ihm dieses nachhaltige Erlebnis fand.

Zuvor kurz ein Wort zur Beschreibung dieses Berges: Die Benediktenwand gehört zu den Kletterbergen der Münchner Boralpen. Nach Osten, Westen und Süden ist dieser Berg, dieser Wandkoloß, ein großer, zum Teil wenig steiler, bis zum Gipfel vegetationstragender Rücken. Ein Massiv. Im Norden jedoch stürzt er in jäher, stellenweise senkrechter, über 300 Meter hohen Wand ab. In dieser Wand liegen prächtige, zum Teil recht schwere Anstiegsrouten. Einer von diesen wollten wir am nächsten Morgen zu Leibe und also vom Norden den Gipfel erreichen.

Da dies Unternehmen am Anfang meiner Bergsteigerlaufbahn lag, war ich besonders hochgestimmt und alle Freude auf ein beseligendes Gipfelglück war in mir geballt. Auch befanden wir uns auf der idyllisch noch in der Waldregion liegenden Tuzinger Hütte in durchaus zünftiger Gesellschaft, so daß alle Voraussetzungen für eine echte Bergtour, wie ich sie damals erwartete, gegeben waren.

Und herrlich brach auch der nächste Tag an und fand uns schon früh bei der Arbeit im Fels. Ueber jede schwere Stelle freuten wir uns mit aller Begeisterung des jungen Bergsteigers, dessen Schwung noch ungebrochen ist von Enttäuschungen. Die Ziele erscheinen als die höchsten und alle Erfüllung, die es nur geben kann, wird von jeder Bergtour gefordert. Noch mehr freuten wir uns über jedes Gelingen einer jeden Kletterhandlung, und schon maßten wir daran in Summe die Freude, die uns der Gipfel bescheren würde; der Gipfel, der uns in selig erhabener Höhe aufnehmen würde als ein Thron, fern und hoch über dem Treiben der Menschen. Wie wollten wir die Einsamkeit dort oben genießen und uns stärken in dem Bewußtsein, der Welt der Stadtmenschen durch „wagende“ Tat entronnen zu sein! Und so war diese uns denn auch gelungen. Westlich, neben dem Gipfelkreuz stiegen wir aus der obersten Verschneidung über die letzten Schrofen und Blöcke aus der Nordwand auf den Gipfel aus.

Gipfel, den ich nicht erreichte? — — —

Man denke dies: Du mühst und eilst dich ab, einen Freund zu besuchen, zu sehen, zu begrüßen, ihn und dich selber mit der gemeinsamen Gegenwart zu erfreuen, fliegenden Atems als junger, begeisterter Mann eilst du mit leuchtenden Augen, zu geben und zu nehmen, auf ihn zu, voll der gewissen Erwartung, daß der Freund sich ebenso auf dich zuwende, dich selbst zu begrüßen — du, der junge Mann, streckst ihm schon die Hände hin, die seinen zu ergreifen und mit Wärme zu drücken: da kehrt sich der Freund ab, entzieht seine Hände, winkt gnädig herablassend ab und — — —: wenige Meter südlich unterhalb des Gipfels dieses Berges steht ein „Stadtfrack“ mit einem Fahrrad!

Gipfel, den ich nicht erreichte!

Wohl hatte ich den Weg zu ihm durch seine steile Stirn gefunden, wohl hatte ich äußerlich, körperlich seinen Scheitel betreten — doch innerlich, mit der Seele, mit dem Herzen, in geistiger Bedeutung hatte ich ihn nicht erreicht!

So schön der Blick hinüber über den Walchensee zum Wetterstein und in die Ferne der Ebene auch war, so war doch für mich damals der Schlag dieser Enttäuschung so groß und hart, daß ich bei diesem völlig unerwarteten Anblick alles vergaß und verlor, was ich in diesen Berg gesetzt hatte. Ich war einfach nicht oben auf einem Gipfel, auf einem der Berge, die ich doch lieben wollte als die Natur an sich. —

Meint man nun, daß ich heute die Lehre daraus ziehen wollte, man solle nie durch die Kletterwand eines Berges aufsteigen, wenn er von den andern Seiten sogar mit dem Fahrrad erreichbar ist? Gewiß nicht; denn ähnliche Enttäuschungen, vielleicht noch schlimmere, wirst du, lieber Bergfreund erleben können, wenn du im Wetterstein von der Niffelscharte über die Niffelswandspitze die Zugspitze besteigst. Und dennoch wird dieser Kletterweg einer der großartigsten in diesen Bergen sein und bleiben.

Damals hatte ich die Einstellung noch nicht erreicht, daß der Weg unser inneres Ziel ist am Berge. Gerade aber das innere Ereignis für mich, daß ich damals innerlich, geistig diesen Gipfel nicht erreichte, hat mir zum Bewußtsein gebracht, was es heißt: „Der Weg ist das Ziel.“ Durch diesen Schlag ins Gesicht, durch diesen jähen Gegensatz wurde ich mir dessen plötzlich und freudig bewußt. Erst dann kam die Liebe zu diesem Berge wieder und der Sinn vom Bergsteigen gewann für mich die Tiefe. So strahlt gerade dieser Gipfel heute leuchtend in meiner Erinnerung. Der Weg zu ihm hinauf hatte mir den Sinn und die Bedeutung des Gipfels vermittelt. Durch den Weg erst besaß ich den Gipfel, sogar auch dann, wenn er, wie in diesem Falle, sich noch so absurd gebärdete. Erst später bin ich mir der Kraft bewußt geworden, die dieser Gedanke, die diese Auffassung birgt. St. Benedikt hatte seinem Namen, den er diesem Berge geliehen, alle Ehre gemacht. — — —

Mein Freund eilte noch an diesem Tage zur alma mater, nach unserer gemeinschaftlichen Universitätsstadt München zurück. Da ich Philosophie studierte, bedurfte ich der Einsamkeit, um über das Weltall besser nachdenken zu können. Und wo wäre man dem allwaltenden Weltgeit näher, als in den hohen Bergen. Mit dieser feinen Ausrede vor mir selbst schlenderte ich nachdenklich, zunächst noch immer etwas diesem Gipfel und seinem Schabernack grollend, südwärts zu Tale. Am nächsten Tage wollte dann auch ich zur Arbeit zurückkehren.

Unter mir lag der ernste Walchensee, der damals noch nichts wußte, daß er heute dem Lande Licht und Triebkraft spenden würde. Auf halben Wege machte ich Halt. Auf einem breiten Rücken lag die Achalla-Alm; so recht die Stätte zu behaglicher Ruh. Hier blieb ich und fand auch Unterkunft zur Nacht. Noch am späten Nachmittag lag ich droben am Berg und genoß das große, gute Bild vor mir in der Tiefe und der weiten Ferne.

„Du Berg bist gut. Auf deinen Matten ruht Das Auge gern, und gern auf deinem Wald; Du bist nicht hoch noch stattlich von Gestalt, Doch macht dein sanfter Reiz dem Träumer Mut.	Die Sonne liegt auf deiner breiten Brust Den langen Tag; du gibst sie uns zurück; Und über deinem gütvollen Glück Entläßt das Herz die letzte böse Lust.“ *)
--	---

Auch die, die mich zuvor noch eben auf dem Gipfel der Benediktenwand erfüllt hatte; auf ihrem Gipfel, der nun doch mein eigen geworden.

Der Buchstein-Westgrat.

Von H. Hochmann.

Der Felsenfreund im schönen heimatischen Bergland läßt sich nie die Gelegenheit entgehen, seine erworbenen Fähigkeiten auch auf größeren Hochwarten zu erproben.

Und in der Tat, eine stattliche Anzahl der Verehrer dieses köstlichen Zweigs der Alpinistik findet sich allsommerlich in jenen Gebieten ein, wo es gilt, sich im Kampfe mit Felsenriesen zu messen, seien es nun die Dolomiten, die Salzburger oder Nordtiroler Kalkalpen.

Doch ein Gebiet entbehrt der Reigen, ein Neuland für den sächsischen Felsenmann. Die Ennstaler Alpen sind's, genannt die Dolomiten der Steiermark. Felsen sind hier, die in jeder eignen Form zur Bezwingung reizen und nicht nur dies, auch erklecklichen Respekt flößen den Bewunderern die mächtigen an die 800 Meter hohen Felswände ein, steigen diese doch fast unmittelbar am Waldeshange aus engem Tal empor. Wohl dem, der sie bezwingt und dem der Wettergott hold ist. Ein jeder Bergsteiger und Kletterer kommt hier auf seine Kosten, und keine geringeren als Dr. Paul Preuß, der Felsgeher, und Gustav Zahn, der malerische Verherrlicher seiner Berge, standen hier, vornehmlich am Hochtor und Dedstein, im ehrlichen männlichen Kampfe.

In ihrer Schönheit trozend und mahnend zugleich wirken die hehren Berge mit ihren Graten, Wänden und Zinnen. Es locken die Gipfel, die Bracht von oben zu schauen, dieses Werk der Schöpfung zu bewundern, die Freude zu steigern.

Mit Freunden stieg ich, von Gstatterboden aus, bergan. Die schlaflose Nacht, die Fahrt lag noch in den Gliedern, es regnete. Doch Schritt für Schritt ging's höher zum Massiv des großen Buchsteins hinan; schönen Buchenwald durchwanderten wir, heller Lichtschein brach

*) Von Christian Morgenstern; aus der Gedichtsammlung: Einkehr. München, Verlag H. Piper 1910. S. 78.

durch die Wolken, und die Waldlichtung offenbarte uns die gegenüberliegende Hochtor-Gruppe. Doch nur zum Teil, denn dicke Nebelschwaden hatten sich um diese gelegt und brauten um die Felskolosse. Im prächtigen Tannenwald, auf kleiner Wiese lud uns die Pichlmayeralm zur Erquickung und Rast ein. Dann plumpften unsere schweren Nagler wieder weiter und bald dampfte ein jeder von unserer Garde in der merklich abgekühlten Luft. Immer spärlicher wurde nun der Waldbestand, nur noch Zirbel- und Latschenkiefern erfreuten unsere Augen: bald gab es nur noch kahlen Fels zu sehen. Eine steile Geröllrinne, die nach oben zu immer glatter und haltloser wurde, mußte durchstiegen werden, und hier war nun außer kleinen Graspolstern fast jede Vegetation verschwunden. Durch Schrofen und Wandeln zu Hochwarte gelangt, bot sich jetzt ein herrlicher Blick in die Westwand des großen Buchsteins. Die Wucht des Massivs, die Rinnen und Plattenschüffe ließen im ersten Augenblick den ganzen Grat, auf den wir es abgesehen hatten, nicht voll zur Geltung kommen, zumal um diesen in lustigeren Höhen die Wolken ihr Spiel trieben.

Eine Terrasse im grauweißen Gestein überschreitend, an gewaltigen Quadern vorbei und durch Stein Schlag abgeschliffene Rinnen spreizend, gewannen wir nun immer mehr an Höhe und gelangten zum großen Felswall. Dieser verriet das eherner Fundament des Westgrats. Massig bäumt er sich zur Höhe. Doch feste sichere Griffe lugen aus hellen mit bläulich-grünen Flechten verziertem Kalkgestein. Exprobt muß schließlich jeder Griff und Tritt sein, denn jetzt befindet sich der Kletterer auf schwindelnd freiem Grat, in dessen Fall-Linie sich gähmend ein großes Schuttkar zur Tiefe streckt. Fast senkrecht stiegen wir nun hinauf, zur Rast und Sicherung Felsköpfe benutzend. Ein Genuß für sich, diese freie Kletterei voll und ganz auszukosten, wenn auch ab und zu kräftig in die Hände gehaucht werden mußte, denn kalt war hier oben an zugiger Kante das Gestein. In abwechslungsreicher Steigerei fand sich nun ein Kamin- und Rinnensystem, wohl die Vorbedeutung des baldigen Ausstiegs. Und er kam. Doch gab es noch verschiedene prickelnd schöne Kletterstellen, und das Gegenteil in Form der Durchkriechung eines Felsloches. Ein großer Sperrblock hatte den nach oben erweiternden Kamin als Ruhepunkt gefunden. Nur einer war's, der mit doppelter Sicherung ihn ganz nach außen umging. Dann aber wurde Gipfelrast gefeiert. Es war in der Tat eine Feierstunde!

Die Nordseite unseres Berges schmückte ein größeres Schneefeld: einen seltenen Anblick gewährten die Hallermauern, die zuvor in Wolken geborgen, nunmehr von dieser Hochwarte gesehen, die Gipfel in blaue Lüfte reckten. Der Reichenstein mit seiner senkrechten Nordwand und Sparafeld grüßte aus schwelenden Nebelmassen und — welch' köstliches Bild — aus den zerteilenden und brodelnden Wolken sahen wir das Band der Ems, der Verschönerin ihrer Bergwelt. Nur die Hochtorgruppe verwehrt uns den ersuchten Blick in ihre steilen und mächtigen Nordwände. Ab und zu teilten sich die Nebel und hauptsächlich die Grate des Sedsteins zeigten sich in ihrer Vielgestaltigkeit.

Zufrieden über den gelungenen Aufstieg stiegen wir jetzt den nicht minder interessanten aber weniger ausgelegten Südweg hinab ins Tal der Ems. Gar bald nahm uns der stattliche Hochwald wieder auf. Durch eine Waldlichtung zeigte sich der Buchstein zum Abschiedsgrüße. Eine der angenehmsten Erinnerungen an diese Tour war das Empfinden der völligen Ruhe in den Bergen, denn wir zu kräftig-fröhlichem Tun vereinten Felsenfreunde freuten uns der Einsamkeit. Kein losgetretener Stein brachte gefahrdrohende Wendung in unsere wunderbare Harmonie und keine Gedanken an Rekordleistungen in der Begehungszahl beschäftigten uns hier. Sollen wir uns nicht eines solchen Felsenlandes erfreuen?

Wandertage in den Hohen Tauern.

Von Richard Fischer, Dresden.

I. Zur Kürsjinger Hütte.

Nurr! raffelt der Wecker. Dreiviertel vier Uhr morgens. Rasch bin ich in den Kleidern. Ich luge zum Fenster hinaus. Leichte Federwölkchen über dem Zwölferkogel. Sie versprechen einen schönen Tag. Der Rucksack ist schnell gepackt. Unten im Flur wartet die allzeit liebenswürdige Wirtin mit einer Tasse Kaffee, der rasch zwischen Tür und Angel geschlürft wird. Psüat Gott —

Bergheil! und los geht's in den taufrischen Morgen hinein. Gerade hebt die Turmuhr des schlichten Dorfkirchleins aus, um die vierte Stunde zu verkünden — behäbig langsam, aber zuverlässig, wie die Bewohner des ganzen Pinzganes. Am Rande des Dorfes ein unbeschreiblich schönes Bild: über den blumigen Wiesen brodelt der Nebel, vor mir der Auwald mit seinen dunklen Tannen, dahinter die Bergspitzen des Krimmler Tales von der Morgen Sonne beschienen. Eben huscht ein Strahl über das bleiche Antlitz des Erlösers am einsamen Wegkreuz. Endlich reiße ich mich los und wandere weiter. Der reißende Dürrbach überflutet den Weg. Hurtig springe ich von Stein zu Stein. Die Erlen am Wege lächeln, wenn ich einmal das Ziel verfehle und das Wasser hoch ausspricht. Rasch geht's dann über die wildrauschende Salzach. Von ferne braust der Sulzbachfall — ich bin in Hollaus, am Eingange zum oberen Sulzbachtal. Jedes Haus dieses schlichten Dörfleins hat eine kunstvoll geschnitzte Kampanile auf dem Dache. Gerade als ich in den schattigen Bergwald einbiege, läuten ihre Glöcklein den neuen Tag ein. Hurtig steige ich bergan. Uralte Tannen, oft von Bartflechten dicht behangen, rauschen. Das Wildwasser gurgelt zu Tale. Insekten summen, Grillen zirpen. Eine eigenartige Symphonie! Dort am Wegrande lehnt ein müder Baumriese über moosbewachsenem Urgestein. Der Sturm leythiu hat ihn zu Fall gebracht. Hier ein wildes Chaos von abgebrochenem Stämmen und von Steingeröll! Unwillkürlich muß ich an unser armes verwüstetes Osterzgebirge denken. — Ueber zwei Stunden bin ich nun schon im Bergwald aufwärts gestiegen. Plötzlich stehe ich vor dem prächtigen Gamsseckfall, und wenige Minuten später bietet sich mir am Rande des Hochwaldes ein reizvolles Hochalpenbild dar: die Bernlhalpe, im Hintergrunde die Ausläufer des gigantischen Ober-Sulzbachsees (Rees=Gletscher), als Krönung der Große Geiger! Jetzt erst gewinnt die Gegend hochalpinen Charakter: mächtige Felsblöcke, Knieholz, hier und da eine Zirbelkiefer, Alpenrosen in Menge und — je weiter hinauf ich steige, vor allem hinter der Postalpe — riesige Teppiche der schönsten und seltensten Alpenblumen. Hier läuten Campanula pulla und Campanula pusilla, dort ergötzt Chrysanthemum alpinum das Auge, zwischen dem Geröll lugt Euphrasia minima hervor, am Wege blüht Achillea moschata, stolz reckt namentlich in der Nähe der Almhütten, Aconitum Napellus seine blauen Blütentrauben empor, Poa alpina var. vivipara, die lebendiggebärende Varietät des Alpen-Nispengrases, erregt mein Interesse. Und nun gar oben am Rande des ewigen Schnees! Ganze Teppiche von Gentiana verna mit seinen tiefblauen Kronen, von lieblichen Primeln, wie Primula minima, Primula glutinosa! Eine wahre Fundgrube für den Botaniker. — Trotz all der Kletterei und Sucherei nach Alpenpflanzen bin ich doch ein gut Stück aufwärts gelangt. Nun noch an der Reeslahner Wand hinauf über Geröll und Nester ewigen Schnees! Die Sonne brennt, der Schweiß läuft in Strömen und — der Rucksack fängt an zu drücken! „He, Sie!“ ruft eine Schöne aus Spreethen, die vor mir herkeucht, einen Nepler an, der zu Tale steigt, „sin det Semsen?“ „Naa —“, antwortete der Biedere, „heu, doz ist a Goas“. „Na, siehste Paule, det sin doch Semsen.“ Dieses kleine Intermezzo erregt mein Zwerchfell und läßt mir den Rest des Weges nicht gar zu sauer werden, so daß ich endlich — nach siebenstündiger Wanderung — vor der Kürsjinger Hütte stehe. Ein stattlicher Bau, der dem D. C. Alpenverein alle Ehre macht. Ein internationales Publikum gibt sich hier oben mitten in Eis und Schnee ein Stelldichein. Es ist aber auch ein Glanzpunkt der Hohen Tauern. Stolz erheben Großer Benediger, Großer Geiger, Simonsspitzen und Dreiherrnspitze ihre Häupter, dazwischen gewaltige Schneefelder und dann — der Obersulzbachsee mit seinem teils bläulich, teils grünlich schimmernden Eise und seinem gigantischen Absturze — der „Türkischen Zeltstadt“. Ein Ahnen von der Macht des ewigen Schöpfers durchzieht meine Seele, wie losgelöst von aller Erden schwere komme ich mir vor, und dankbar bin ich dem Geschick, das mich in diesen stillen Erdenwinkel führte.

II. Ueber Eis und Schnee zur Warnsdorfer Hütte.

„Nun Sie nicht!“ sagt eine wackere Bergsteigerin am Abend zu einem der Führer, der für den nächsten Tag nicht gerade das glänzendste Wetter prophezeit. Ein Blick nach der Dreiherrnspitze, hinter der schwarze Wolken aufsteigen, belehrt mich, daß der Bergführer recht behalten wird. Ich beschließe deshalb, den Aufstieg zum Großen Benediger aus meinem Reiseprogramm zu streichen, so leid es mir auch tut. Aber bloßer Kräfteverbrauch ohne die Aussicht, die nähere und weitere Umgebung des Bergriesen genießen zu können, lockt mich nicht mehr.

Zwei Uhr nachts. Plötzlich ein ohrenbetäubender Lärm: die, welche zum Benediger wollen, werden geweckt, die anderen legen sich wütend ob der Störung auf die andere Seite und versuchen, weiter zu schlafen. Ich steige mit herab in die Gaststube. Die Dellampe brennt trüb. Draußen dichter Nebel. Trotzdem wollen einige Unentwegte die Besteigung wagen. Gegen drei Uhr morgens setzt sich die erste Kolonne beim Schein einer Laterne in Bewegung. Ich bleibe mit meinem Führer zurück, um gegen vier Uhr den Marsch nach der Warnsdorfer Hütte anzutreten. Noch ist dichter Nebel, als wir aufbrechen, so daß ich Mühe habe, in dem Geröllfeld dem Führer zu folgen. Doch bald sind wir unten am Gletscher. Es wird angefeilt. Nun gehts die ziemlich steile Gletscherwand aufwärts. Die Eispickel arbeiten, um den Anstieg leichter zu ermöglichen. Jetzt sind wir oben auf dem Gletscher. Vorsichtig schreitet der Führer voran; denn die unzähligen Spalten sind schon manchem zum Verderben geworden. Immer und immer wieder müssen wir einen Abgrund überspringen, und der Nebel will nicht weichen. Da wir kommen gerade an der „Türkischen Zeltstadt“, jenen gigantischen Eisgebilden, vorüber, wird es plötzlich heller und heller. Goldene Sonnenstrahlen hüpfen über den Gletscher dahin und lassen die Umgebung in einer eigenartigen Beleuchtung erscheinen. Die Umrisse der Bergwelt werden sichtbar. Nebelschleier werden von den Simonspitzen und vom Großen Geiger weggezogen, so daß sie sich uns in seltener Schöne zeigen. Dazu das Eis mit seinem smaragdgrünen Schimmer. Nur das Haupt des Großen Benedigers bleibt unsichtbar. Dicke Wolken umhüllen es. Zu schade — die wackeren Bergsteiger bleiben heute unbelohnt! Wir steigen weiter, ziemlich steil gehts hinauf über ein weites Schneefeld zum Krimmler Törl. Unterwegs raubt uns ein kurzer Schneesturm fast den Atem. Wir halten kurze Rast. Wieder liegt dicker Nebel über der Landschaft. Doch bald haben wir uns bis zum Gamsspizel hinaufgearbeitet. Die Mühe war nicht umsonst. Kaum sind wir oben, zerreißt der Nebel, und noch einmal schauen wir hinüber zur gastlichen Kürsinger Hütte und hinab auf den riesigen Gletscher. Dann aber gehts eilig bergab zur Warnsdorfer Hütte. Wir steigen nicht mehr, wir „fahren“ hinab. Hui! das geht wie der Wind. Der Schnee wirbelt auf. Jetzt sind wir unten. Fast dreieinhalb Stunden über Eis und Schnee, von einem Tal ins andere. Die gastliche Hütte nimmt uns auf. Plötzlich kracht es draußen, als wollte das Haus aus den Fugen gehen. „Eine Eislawine ist losgegangen“, berichtet der Führer. Ich eile ins Freie. Vor mir der nicht minder gewaltige Krimmler Kees. Dahinter die Dreiherrnspitze — im Sonnenglanze. Wer könnte die Schönheit eines solchen Alpenbildes beschreiben! Nach längerer Rast verabschiede ich mich von meinen freundlichen Führer und wandere frohgemut durchs herrliche Krimmler Achenal. Wenn man nur all die Reize, die sich dem Auge hier bieten, im Wilde festhalten könnte! Der abstürzende Gletscher, die riesigen Wasserfälle, die wild rauschende Ache und die herrlichen Almen mit dem prächtigen Vieh! Je weiter ich jedoch durchs Tal wandere, desto langweiliger wird es. Breit ladet es aus. In großen Windungen schlängelt sich die Ache hindurch, daneben der Weg. Stundenlang dasselbe Bild, so daß ich froh bin, als ich endlich das Tauernhaus erreiche. Bald lasse ich mir bei einem guten Terlaner die stärkende Suppe und den Schmarren munden. Als ich nach etwa einer Stunde aufbreche, hat sich der Himmel arg umzogen, und dicke Wolkenfetzen hängen in das Tal. Und wahrhaftig, kaum bin ich eine halbe Stunde unterwegs, so setzt unter Blitz und Donner der schönste Salzburger Schnürlregen ein, der mir das Tal zur Hölle werden läßt. Immer wieder hoffe ich, wenn ich endlich unter einem Heustadel Schutz gefunden habe, daß der Wettergott ein Einsehen haben könnte. Aber vergebens! So komme ich endlich zu den weltbekannten Krimmler Wasserfällen. Aber sie erregen heute mein Interesse nicht; denn ich bin bis auf die Haut naß. Ich freue mich vielmehr, als ich mich nach dreistündiger Wanderung im strömenden Gewitterregen im Krimmler Bahnhofsgasthof einigermaßen menschlich machen kann. Bald darauf sitze ich dann im gemütlichen Lokalbühnle und lande nach kurzer Fahrt in Neukirchen im Pinzgau. „Gott sei dank!“ ruft meine brave Wirtin, „der Herr ist wieder da! Voisl, schnell, mach heißen Kaffee!“ Nach kurzer Zeit sitze ich im trockenen „Gewand!“ auf der Eisenbank und passe dicke Rauchwolken in die Luft. Draußen aber rauscht der Regen mit dem Höhrbrunnen um die Wette.

Mitgliederversammlung am 20. August. Vortrag **„Wie ich Bergsteiger wurde“** von Herrn Friedr. Richter

Erste Ersteigung der Falkenstein-Westflanke.

Von Wilhelm Fiehl, Dresden.

Wer kennt ihn nicht, den Idealberg unserer heimischen Felsenwelt, dieses Wunder ungezügelter Kraft mit einer Welt von Wänden, tieferst und furchtbar. Unvermittelt, völlig isoliert erhebt sich der Koloss über den Wipfeln des umliegenden Waldes und nicht die Seltsamkeit der Formen oder der Glanz der Farben, sondern das Riesenhafte seiner Masse hält den Beschauer gefangen. Einmal eingedrungen in sein Reich, lernt man ihn nicht als Kletterzacken, sondern als „Bergpersönlichkeit“ kennen und verehren.

Wenn wir nun einmal einen Berg erstiegen hatten, so ließen wir uns oft in seinem Bannkreis festhalten, trieben uns in seiner nächsten Umgebung herum, als gäbe es dort einen verborgenen Schatz zu heben. In Wirklichkeit war es aber nur der sehnlichste Wunsch, den Berg, der uns eben beschäftigte, von allen Seiten zu sehen und kennenzulernen, jeden seiner Züge bis ins Kleinste, bis zum vollen Verständnis zu beobachten. Oft auch in der Wiederholung der Ersteigung das alte Glück wiederzufinden, neu zu erleben und neu aufzubauen. Oft lagen wir aber auch untätig genießend am Fuße irgend eines Felsens, leise schlich der Friede der Berge über uns, nahm uns in seine Arme. Jeder träumte im Sand ausgestreckt vor sich hin, ließ alle nahen und fernen Gipfel, Ziele der Sehnsucht, Stunden der Erfüllung vor seinem Auge vorbeiziehen. Dieses wache Träumen hatte uns schon öfter die erste Anregung zu manch schönem, sportlichen Erfolge gegeben, und in einer solchen Stunde war es auch, als Otto seine „neue Sache“ entdeckte. Diese Stunde stillen Betrachtens war es gewesen, die ihn zu dem Gedanken veranlaßte, eine Ersteigung des Falkensteins über die Westflanke ernsthaft in Erwägung zu ziehen. Doch erst im Klub, just beim Fachsimpeln über bergsportliche Fragen machte er mit diesem Vorhaben seine Vertrauten bekannt. Man schenkte ihm ein williges Ohr, und begeistert wurde die nötige Unterstützung für das Unternehmen zugesagt. Vereint mit diesen bergstarken Gefellen fand ihn schon der kommende Sonntag im Bereich dieses Berges.

An der Westflanke, unweit des Rastplatzes, war der Einstieg in die Felsen. Teufel, unheimlich steil und überhängend strebte der Kantenspizel empor. Das Auge versagte hier, es war einer jener Anstiege im Fels, die nur Zoll um Zoll dem Vordringenden das Geheimnis ihrer Ersteigbarkeit preisgeben. Dafür stachelte unerbittlich die heiße, lodrende Sehnsucht ihn zu meistern, zumal wir wußten, daß die erfolgreiche Lösung dieses Problems nur der Tat gehörte, d. h. einer ruhig bedachten, mit aller Kraft betriebenen Arbeit im Fels. Den nötigen Wagemut zu solcher Tat besaß Otto, und daß er technische Schwierigkeiten meisterhaft zu lösen verstand, das hatte er uns schon oft bewiesen. Zuverlässige Hinterleute standen ihm auch zur Verfügung, also blieb nur noch das Fertigmachen der Seile, Seilschlingen und dergleichen Handgriffe mehr. — Endlich alles klar. —

Noch ein prüfender Blick über die jähe, unabhare Wand, dann steigt Otto an! Seine Hände greifen den ersten Fels. Ruhig und klar wird dabei sein Blick, verrät Kaltblütigkeit und Berechnung, wie es sein muß, wenn der Kampf schwer wird und im Willen der Sieg liegt.

Zahlreiche kleine Löcher und Unebenheiten in der stark überhängenden Wand ermöglichen ein Emporklimmen. — Es folgen Kletterstellen in großer Ausgesetztheit, bis die erste Etappe, ein breites Band, gewonnen ist. Freund Hans folgt ihm als Zweiter. Während nun die beiden dort oben längere Zeit mit dem Schlagen eines Sicherungsringes beschäftigt sind, philosophieren die Untenstehenden über die bevorstehenden Ueberraschungen und Widerwärtigkeiten dieser Ersteigung.

Wie wird's enden? Mit Sieg oder Erliegen! Das war das Ergebnis dieser Unterhaltung. —

Ruhe! Denn jetzt verläßt der Erste den sicheren Ort, quert hinüber zu dem feinen Hangelriß, der sich hoch oben unter einem Wandausbruch verliert. In der ihm eigenen, sichern Art packt ihn Otto. Weit nach außen hängt der Körper über dem schauerlichen Abgrund. Höher und höher stemmen sich die Füße. Da plötzlich, fast am Ende, ein Innehalten, eine Stockung. — Er will zurück. — Doch zu spät ist's. — Hastiger greifen die Hände, der Kletterschuh schürft abwärts rutschend den Fels, sein Gesicht verzerrt sich, ist verbissen. „Einen Ring, schnell einen Ring!“ zischt der verkrampfte Mund. —

Ein gelindes Erschauern rieselt durch die Körper der Freunde, läßt ihr Blut in den

Udern stocken. Doch nur Sekunden währte der verzweifelte Kampf. Die Selbstlosigkeit des treuen Seilgefährten, der, nicht achtend der Gefahr, jeden Augenblick vom Seil des Stürzenden hinabgerissen zu werden, das Gewünschte in die herabhängende Schnur band, wirkte Wunder, ließ den Vorangehenden sofort wieder Herr seiner Nerven werden.

Jetzt packt er den widerspenstigen Fels von neuem, diesmal wie einen Feind. In wütendem Ringen greifen die Finger wie Eisen, Muskeln und Sinne arbeiten verzweifelt und — er kam höher.

Das Unmögliche war überwunden, das zweite Drittel der Kante bezwungen. Seine Kraft aber war vollkommen erschöpft, er fühlte es. Bis hierher trug ihn sein Wille, nun brachen auch dessen Schwingen. Nur noch ein Sicherungsring fährt unter seinen Hammerschlägen in den Stein, dann vertraute er sich dem Seil an, schwebte hinab auf sicheren Boden.

Wenn der heutige Tag auch noch keine endgültige Entscheidung gebracht hatte, so war doch das Schwerste und Anstrengendste überwunden, und zufrieden lächelnd konnte Otto sich des Gelingen freuen.

Der frühe Morgen des folgenden Sonntags sah uns schon wieder eifrig zum letzten Ansturm auf diese Kante rüsten. Mit neuem Mut und gut ausgeruhtem Körper durchstieg Otto nochmals das bereits bezwungene Stück, diesmal aber mit meisterhafter Ruhe und Eleganz, denn jetzt kannte er ja die Tücken des Weges. Auch der Freund folgte ihm hinauf zu dem lustigen Standplatz. Da sich jedoch der weitere Verlauf der Kante hier als völlig ungangbar erwies, weil ein mächtiger Ueberhang die Fortsetzung dieser idealen Anstiegslinie vereitelte, so beschloßen die beiden, den rechterhand einsehenden Riß als Weiterweg zu benutzen. Wenn auch nach einigen vergeblichen Mühen, so gelang es doch, in den griffarmen Riß einzusteigen, darin in stummer, keuchender Arbeit schließlich die Höhe des Kantenspalters zu gewinnen.

Damit hielt er des Berges letzten Trumpf in Händen.

Bald war auch sein Hintermann bei ihm und während die beiden den Rest des Weges zurücklegten, stürmten wir Uebrigen auf leichteren Anstiegen zum Gipfel, um die Sieger oben auf des Falkensteins Zinnen zu beglückwünschen.

Still floß die Zeit vorüber, als wir gemeinsam unter der trotzigen Wetterfahne saßen. Die Erregung, die von Stunden eines schweren Kampfes in uns geweckt worden war, verebbte in der Ruhe dieser Nacht. Die Gereiztheit der Spannung verlor sich zu bescharlichem Genießen. „Wunschlos“ schweifte der Blick über das dunkelnde Bergland. — Einen schweren Felsgang hatten die Freunde getan. Ein ereignisreicher, von Glück in mancherlei Hinsicht begünstigter Bergtag lag hinter uns. Aber die Ruhe des Abends, inmitten dieser herbstprächtigen Schönheit, war wohl das köstlichste Geschenk, das die Heimatberge uns geben konnten.

Die Propheten der Berge.

(Kugy · Lammer · Meyer)

Von Walther Flaig. (C. d. G.)

Das Schrifttum über das Bergsteigen als Sport und Erlebnis beginnt sich mählich eine kleine Allgemeingeltung zu erringen. Ein ganz großes Kunstwerk von überragendem Allgemeinwert hat die Bergsteigerei*) allerdings noch nicht geschaffen, auf keinem Kunstgebiet.

Aus der Flut neuer deutscher Bergsteigerschriften ragen aber doch drei heraus, die (neben vielen schönen anderen Werken) so beschaffen sind, daß ihnen nach Gehalt und Stil ein gewisser Allgemeinwert zukommt, ich meine Kugy's „Aus dem Leben eines Bergsteigers“, Lammer's „Jungborn“ und D. E. Meyer's „Tat und Traum“.

Die große deutsche Leservelt hat sich aber noch nicht mit ihnen beschäftigt, ja nicht einmal die maßgebende Kritik (darunter sind sehr ernste und unparteiische Blätter wie z. B. die „Schöne Literatur“ Will Vespers) hat diese Werke geschlossen bewertet und der „Schönen Literatur“ zugeteilt. Sie sind eben noch immer Fachwerke, die — wenn auch nur teilweise — zu sehr am Stoff kleben. Man beachte dagegen z. B., wie sich die Kriegsbücher das Herz des deutschen Lesers erobert haben! Obwohl dieser Stoff in seinen inneren Vorgängen der Masse viel ferner

*) Bergsteigerei — wohl gemerkt! — nicht Naturbetrachtung in den Alpen!

liegt, viel schwerer zu verstehen ist als das Bergabenteuer und die Naturbetrachtung. Nach meiner Ansicht kann die Bergsteigerei mit all ihrer Lust und ihrem Leid in reinen Bergsteigerbüchern der großen Masse überhaupt nicht ganz nahegebracht werden, weil sich dort der Berg und das „Technische“ immer vordrängen. Das beste Mittel ist auch hier das Epos in der Form des guten lebenswahren Romanes. Er muß noch geschrieben werden. Es gibt Leute, die meinen, ein Bergsteigerroman sei unmöglich. Das ist Einfalt. Man hat Liederbewegendes — (Liebe, Ehe, Religion, Soziales, Krieg) in Romanen von Weltgeltung verdichtet. Das muß beim Bergsteigen auch möglich sein, gerade weil auch ihm tiefgreifende Seelenbewegungen zukommen. Kugy's Buch z. B. liest sich wie ein Lebensroman. Wäre es — mit dem berückenden Auftakt der „Scabiosa trenta“, wie jetzt, beginnend — entwicklungsrichtig weiter aufgebaut mit all seinen kommenden und gehenden Gestalten, — der Bergsteigerroman im Sinne eines großen entwicklungs-geschichtlichen Romanes wäre fertig, allerdings nur von der bergsteigerischen Seite gesehen und damit eben doch einseitig. Wer das Glück hatte, Kugy kennen zu lernen, der weiß, daß z. B. die Musik eine mindestens ebenso große Rolle spielt in seinem Leben als die Berge. Man sieht daraus, welche Gefahr in solch einseitiger Betrachtung liegt! Das große wahre Bergsteiger-Lebensbuch muß uns den Helden in den Bergen und im Alltag, im Lebenskampf zeigen. Er muß uns beweisen, daß ihn das Bergerleben hinaushob über das tägliche Leid und — doch auch mit ihm verwob und — versöhnte.

Kehren wir zu den Propheten zurück:

Alle Bedingungen eines Kunstwerkes erfüllt D. E. Meyer's Buch. Die Gedanken sind edel, die Form ist ausgeglichen, der Stil fließend und rein. Wenn das schöne Werk sich trotzdem nur langsam durchsetzt, so liegt dies — trotz „Tat“! — im träumerisch weichen (lyrischen) Wesen des Verfassers und damit seines Werkes, denn alle die Verfasser haben gar nichts anderes getan, als mit hoher Wahrheitsliebe und gedrängt von ihrem Geiste ihr ganzes Selbst gegeben.

Das ist das Wesen jeder Kunst überhaupt, daß sie vom Geiste des Schöpfers durchdrungen ist. Deshalb ist auch die Sachlichkeit (sogenannte Objektivität) in der Kunst ein Schwindel und Armutzeugnis. Blut muß drin sein! Der Schöpfer des Werkes kann allerdings so „durchgeistigt“ sein, daß er in den Stunden der Werkzeugung gewissermaßen gottgleich über Mensch und Erde schwebt. Dann bekommt sein Kunstwerk einen „idealen“ Zug. Ein geheimnisvoller Gralsganz des Entbundenseins, des Losgelöstseins (vom Erdenleben) entstrahlt ihm, überträgt sich auf uns und befreit auch uns von der Erdschwere. In seltenen unbeschreiblichen Stunden des Glückes wird ihm und uns das zuteil. Die allerschönsten Schöpfungen dieser Art werden aber nur gelebt, nie geformt. Das wahrhaft Göttliche ist eben in keine noch so schöne Form zu bringen. Es schwebt gleich den Tönen der Musik über uns und deshalb ist auch die Musik der nächst beste Mittler zur vollkommenen Schönheit, Größe und Güte, die wir Gott heißen.

Anderer Künstler wieder sind erdgebundener und leben so sehr in Menschenlust und -leid, daß sie sich nur schwer selbst befreien können. Ihre oft schmerzgeborenen Werke sind satt von Leidenschaft und Erdruch. Ihre Gestalt steht meist deutlicher hinter dem Werk als die jener erdfernen Träumer.

Betrachten wir die drei Propheten unserer Bergsteigerei von diesem Standpunkte aus, so sehen wir sie jäh auseinanderrücken.

D. E. Meyer, der sehnsuchtsreiche Träumer („Sucht und Sehnen“ heißt einer seiner Gedichtbände!) tritt an den einen Pol, Lammer, der leidenschaftliche Kämpfer, an den anderen. Und Kugy? Nun — er ist das schroffe Gegenstück zu Lammer (was dieser selbst empfindet und ausdrückt). Er müßte also zu Meyer treten. Aber er ist auch voll von farbiger Wirklichkeit, denn sein Gegensatz zu Lammer liegt auf ganz anderem Gebiete. Bevor wir den lockenden Pfad in den geheimnisvollen Wald der Wirnis von Gefühlen und Meinungen verfolgen und die Sonderstellung Kugy's ergründen, wollen wir ganz kurz der Form und dem Stil der Drei ein wenig nachgehen (obzwar es wert wäre, dem mehr Raum zu gewähren).

Hier sei es gesagt: Diese Arbeit will keine „Kritik“ (oder gar Kritelei) sein. Dazu liebe ich die drei Werke zu sehr! Ich will mit ihr den Leser zwingen, die mit Herzblut geschriebenen Bücher auch mit heißem Herzen und wachem Sinne zu lesen, sein Urteil zu vertiefen und durch künftig schärfere Kritik am alpinen Schrifttum mitzuwirken, daß die endlose Kette von Touren-

berichten und ewiggleichen Fahrten Schilderungen durch Einfügen von lebenswarmen Gliedern verstärkt wird. Wir wollen den Menschen sehen! Den Kameraden oder Dich selbst! Dafür sind die drei Propheten herrliche Beispiele.

Ich sagte schon, daß D. E. Meyer allein den Ansprüchen auf eine gewisse Vollkommenheit gerecht wird. Das Buch ist zielbewußt zweiteilig aufgebaut, von jeher: der Weg — das Ziel. Alles ist ausgeglichen und durchgefeilt (ohne daß dies fühlbar verstößt), gleicht im Aufbau einem gotischen Werk, während der Stil manchmal auch an Barock und an die durchbrochenen Arbeiten maurischer Bauwerke erinnert. Da wir heute das Harte, Leidenschaftliche, Blutvolle, das Klogige, die große Fläche lieben, so kann sich dies Buch schon seiner Form und des Stiles wegen nur eine bestimmte Gemeinde geruhfamer Feinfühler erwerben.

Rugy's Stil ist fast ganz geschlossen und einheitlich, schon deshalb, weil nahezu das ganze Buch in einem Zuge geschrieben ist. Die Form leidet nach meinem Empfinden durch die Trennung in Ost- und Westalpen. Die lebensgleiche Entwicklung, der Aufstieg kommen dadurch nicht voll zur Geltung; man muß sie mehrmals leben, von Höhenpunkten zu oft herabsteigen. Der Stil ist — bei aller Geschlossenheit des Gesamtbildes — nicht so durchgefeilt wie der D. E. Meyers. Insbesondere ist das selbstverständliche Schönheitsgesetz der Sprachreinheit soweit es die Fremdworte betrifft, nicht genügend beachtet. Das gilt besonders auch für Lammer.

Manche glauben, über diese Stilfrage einfach hinweggehen zu können, weil uns die Wissenschaft, die Tageszeitungen, ja sogar manche Dichter diesen Sprachenmist täglich vorführen, so daß man meinen könnte, er sei die Regel! Aber jene Schreiber unterliegen den Gesetzen der Zwecksprache, der Dichter jedoch denen der Edelsprache, — ganz abgesehen davon, daß auch die Zwecksprache rein sein soll. Jeder Leser, der seine Sprache liebt, ihren Wohlklang gleichsam innerlich lauschend mitlebt, der wird durch fremde Worte gestört, bewußt und unbewußt. Dem Dichter und Künstler aber ist hier eine geradezu riesige, ja heilige Pflicht auferlegt, ist doch die Muttersprache das einzige Bindeglied, das alle Volksschichten zusammenfaßt. Jeder Maler weiß, daß ein reiner Pinsel und reine Farben Grundbedingung ist für den Glanz und Schmelz des Bildes. Das gilt auch für die Wortmalerei und Dichtkunst.

Lammer besonders benützt gerade für besondere Eindrücke und Ausdrücke mit Vorliebe Fremdworte, die neben seiner sonst so gepflegten Sprache umsomehr hervorstechen (was zwar seine Absicht ist aber keine Kunst!) Als ob wir dieses ärmliche Scherbenegglück und diesen elenden Flitterglanz der Fremdsprachen nötig hätten!! Freilich — es macht oft Mühe, das rechte Wort (Satz) zu finden oder gar zu prägen. Die Hauptschuld trägt die Schule, die uns nichts, aber auch gar nichts dazu mitgibt. Wer sagt uns etwas vom Reichtum der deutschen Sprache, von der Ueberfülle an möglichen Neubildungen und dem Recht dazu? (Vergl. Th. Steches Buch „Neue Wege zum reinen Deutsch“ und Aufsatz „Die Fähigkeiten der deutschen Wortbildung“, dieser im 44. Heft (6. Reihe) der „Wissenschaftlichen Beihefte“ des Deutschen Sprachvereins Berlin). Schütteln wir nicht heute schon den Kopf über Worte wie „Supranaturalismus, Reflexionsdualismus, Pelagianismus,“ die ich eben bei dem geistvollen Fr. Th. Wischer las? Genau so wird man in fünfzig Jahren über unsere Fremdwortsucht lachen. Man braucht deshalb nicht kleinlich zu sein. Nur D. E. Meyer hat die Bedeutung dieses rein fließenden Sprachstromes ganz erkannt.

Rugy's Stil ist im übrigen sehr wohlklingend. Manchmal steigt er spielerisch zu dichterischer Schönheit auf und einzig die glücklicherweise nicht zu häufigen Fremdworte nehmen ihm die Möglichkeit zur Vollkommenheit. Lammers Stil ist wuchtig, gleißend, oft auch blendend. Das Gesuchte ist nicht immer verborgen. Steigeisengerassel und Nagelschuhgepolter dazwischen. Die Form leidet unter der Mischung von Junggeschriebenen und Spätverfasstem, andererseits liegt gerade darin auch der Reiz, der wechselnde Wert mancher Teile. Die aufspießenden Widersprüche und Seitenhiebe sind oft gerade darin begründet.

Und damit kommen wir zum Inhalt der drei Werke. Wir legen dieser Betrachtung vor allem die eben (1929) erschienenen Neuauflagen (aller drei) zu Grunde. Diese prachtvoll und besser ausgestatteten neuen Bücher sind ein trefflicher Beweis für den eingangs betonten besonderen Wert dieser drei Werke. Sie sind aber auch in ihrem Verhältnis zu den früheren Auflagen gute Spiegel der Wesen ihrer Verfasser. Und endlich sind die drei Schuzumschläge in Farbe und Bild Spiegel des Inhaltes:

Auf dem Schuzumschlag des „Jungborn“ (Lammer) steht ein Bergsteiger, groß und trotzig an steiler Eiswand, in knallgelber Luft. Der Berg im Hintergrund (übrigens das Finsteraarhorn!) erscheint niedrig und unwichtig. Der Mensch schaut hinab auf die Berge: Ich — der Sieger! Wer hält mich auf? Auf dem Schuzumschlag von „Tat und Traum“ (D. E. Meyer) sehen wir in der linken Hälfte auf warmgelbem Grund den Titel usw. Die rechte Hälfte zeigt ein Bild, ganz in träumerischem Blau und Weiß (auf dem goldgelben Grund): Ein hoher Berg, eine Art Weißhorn, aus dämmergrauen Tiefen aufsteigend, ragt unwahrscheinlich hoch und weiß ins Blau. Der Bergsteiger — auf flachem Vordergrund — steht kleinwinzig da im Dämmer Schatten des Morgens und schaut jehnsuchtsvoll hinauf. Wir hören ihn murmeln: „Wie wunderbar! Ob ich sie je erreiche, die himmelnahe Spitze? Jetzt da droben stehen!“

Auf dem Schuzumschlag des Rugybuches „Aus dem Leben eines Bergsteigers“ sehen wir keinen Menschen, nur ein einsamer mondgrüner Berg (der Triglav) ragt aus dem dunkeln Tal in den sternreichen schwarzblauen Himmelsraum.

So wie diese Bilder — seltsame Zeichen! — stehen die Werke vor uns und stehen die drei Männer dahinter. Lammer in der loderbenden Leidenschaft seines feurigen Ichs. Sein Ich füllt sein Buch aus bis zum Herauszuken aus den Blättern! Gewitter um Gewitter fährt über uns hin. Er schrieb einmal kürzlich: „Wir wollen in Spannung leben!“ Es hieße besser: „Ich will in Spannung leben!“

Um diesem Nervengößen, der ihn knechtet, opfern zu können, scheute er keinen Schritt. Jede „Tollheit“ wurde in „hemmungsloser Leidenschaft“ (seine eigenen Worte) durchgehauen, selbst wenn er oder der Freund dabei zerschellt wäre. Um in Spannung zu leben, den „Nervenspeffer“ für sein immer leidenschaftliches ruheloses, unbändiges Wesen scheffelweise verschlingen zu können, reißt er seine Frau, seinen besten Freund, rücksichtslos gegen sie wie gegen sich, in die grausigste Gefahr hinein.

Wir bewundern seine schier grenzenlose Tatkraft, Wehrhaftigkeit und Wahrhaftigkeit, aber wir erschauern auch vor dieser einseitigen Vergötterung des Ich. Wir bestaunen die Tat, aber nicht den Anlaß dazu. Der Bogen ist überspannt. Daß er nie brach und den tollen Schützen vor die grausamen Folgen solcher „Ueberpanntheit“ stellte, das ist — unser Glück. Denn unser Staunen und die Bewunderung auf der einen Seite wichen dann ganz dem Grauen und Erschauern auf der anderen. Wir fragen uns unwillkürlich: Lebt nur die dämonische Seite in diesem faustischen Menschen?

Der Berg, die Natur tritt völlig zurück. Wir sehen — wie auf dem Bild — einen einsamen Riesen an steiler Wand. Soll er der Einsame bleiben? — Nein!

Wenn ihn auch seine hemmungslose Leidenschaft nicht zu stiller Beschaulichkeit kommen ließ, wir wissen doch, daß er in diese grausame Lage hineingetrieben wurde. Er focht als Erster für die heute selbstverständliche Bergfreiheit des Ich und für das Recht zum tatenfrohen Draufgängertum in den Bergen. Ein paar jämmerliche Philister ziehen ihn darob in den Dreck der Zeitungsfehde. Er reißt sich auf und ficht. Und wie! Er ist ein Märtyrer der Bergfreiheit, der Prophet der Tat, der sich selbst opferte, um der Tat zu ihrem Rechte zu verhelfen! Wer das weiß, beginnt ihn zu lieben, der steigt zu ihm empor an die steile Wand, auch auf die Gefahr hin, verstoßen zu werden.

Aber Liebe nimmt jeder Mensch mit dankbaren Händen an, auch der dämonische einsame Pfadsucher.

Das Gegenstück — Rugy.

Blumen und Menschen ziehen herauf. Im Hintergrund eine wundervolle Berglandschaft in all ihrem Wechsel.

Das ganze Gebirge! Himmel und Erde!

Und diese Menschen davor! Wie wir sie lieben lernen, lieben müssen, wie wir mit ihnen leben, wie wir den „Wasser“ Rugy um diese Liebe beneiden und ihn selbst lieben müssen — müssen.

EINZELMITGLIEDER! Beteiligt Euch an den Wanderungen der Wander- u. Wintersport-Abteilung

Ist Lammers Buch der leidenschaftliche Sang vom einsam brennenden Ich, so ist das Kugybuch das Hohe Lied vom Du, von der Kameradschaft, von dem, was Otto Helmuth in den „Kriegsbriefen gefallener Studenten“ so feherisch schön schreibt:

„... Was ist Wahrheit? Frag' ich noch? Los vom Ich, hin zum Du! Niemand hat größere Liebe, denn daß er sein Leben läßt für seine Freunde“ — darin ist alle Wahrheit, alle Schönheit. Das ist alles.

Am 2. Juli 1918 fiel der junge Held, der dies schrieb, als immer lebendiges Zeugnis seiner Worte.

Kugy, der nicht für seine Freunde sterben konnte, er lebte für sie und lebt noch für sie — für „meine herrliche Jugend!“ So schreibt er von seinen jungen Kameraden, die wir leuchtenden Auges zu ihm anschauen sehen.

Wir haben hier jenes Führerideal vor uns, von dem ich in der Nr. 113 (April 1929, Seite 43) des „Bergsteiger“ sprach: Voll Verantwortung und Sorge, Liebe und Güte, dabei von Erfahrungen und Kenntnissen strotzend; kühn und mutig, aber nie von gewissenloser Tollheit; stark, aber kein anwidernder Kraftmaier; naturliebend, aber kein eitler Schwärmer. In dem Abschnitt „Scabiosa trenta“ wird diese Naturliebe zu einem der schönsten dichterischen Kunstwerke dieser Art. Es wäre wert, im deutschen Schrifttum als eines der ersten Beispiele für Naturschilderung zu prangen.

So ist jeder Mensch, jede Blume, jeder Stein von seiner Liebe durchdrungen. Und dabei lesen wir zwischen den Zeilen von gewaltigen Taten dieses Mannes! Er ist keineswegs ein Weichlicher. Aber das Glück und Leben seiner Kameraden, seiner Führer, die Liebe aller geht ihm über alles. Das Buch ist das wahre Kameradschaftsbuch. Deshalb hat es sich die Herzen erobert, deshalb wird es unsere deutsche Bergbibel sein. Oder wer vermag mehr Liebe zu schenken?

Still steht T. E. Meyer vor seinem Berg der Sehnsucht. Wir sehen ihn ringen um die Erkenntnis und um die Liebe. Die Tat fällt ab wie eine Haut. Aber so „hoch“ sein Buch ist — seine zähe schlanke Gestalt drängt sich allerorts durch. Das Ich ist nicht so sehr beiseitegestellt, als es vielleicht oder wahrscheinlich seine Absicht ist. Auch er war ein Kämpfer, aber ein stiller. Er suchte mehr auf dem Felde des Schrifttums, das ihm Ziel war, während es Lamm nur Weg, Zweckmittel ist. Meyer war der Erste, der die Verinnerlichung des deutschen bergsteigerischen Schrifttums an untadelhaften Beispielen zeigte. Aus den Tourenberichten und Landschaftsschilderungen wurden Bilder bergsteigender Menschen. Der Mensch wuchs über den Berg hinaus und griff jehnsüchtig, antwortheischend in das unendlich hohe Gewölbe der Lebensfragen hinauf. Er verstieg sich zwar manchmal bei diesem Höherstreben, wußte nicht vor noch zurück. Aber er haschte auch einige Blicke über die Grate und auch in die Abgründe neuer Seelenländer. Wenige können ihm folgen, aber sie sind ihm umso treuere Gefährten.

Wir sind am Ende. Wir haben drei Bergsteiger kennen gelernt, deren eines Lebensziel es war, den Menschen in den Bergen zu zeigen. Sie haben uns gezeigt, daß der Berg ein toter Steinkloß bleibt, die Bergfahrt ein mechanisches Steigen, wenn nicht der Mensch mit seinem wechselvollen Leben Blut und Farbe, Geist und Liebe in die kalten Dinge trägt. Diese Drei haben die Berge lebendig gemacht! Sie haben — jeder in seiner Art — ein Stück Leben geopfert für eine Sache, die uns heißt bewegt. Wir danken ihnen.

Allen Bergfreunden die tieftraurige Nachricht, daß am 27. Juni 1929 unser lieber Klubbruder

Erich Hering

plötzlich, infolge Herzschlags, im blühenden Alter von 25 Jahren, aus unserer Mitte gerissen wurde.

Er war Mitgründer unseres Klubs und uns stets ein guter, hilfreicher Kamerad.

Wir rufen Dir, lieber Erich, ein letztes „Berg Heil“ in Dein viel zu frühes Grab nach und werden Dein Andenken stets in Ehren halten.

In tiefer Trauer

K. V. „Schrammtorsöhne“
Pirna 1920